

„Was ist's, Friedrich,“ fragte ich bange.

„O,“ sagte er, „haben das gnädige Fräulein die Depesche nicht mehr erhalten? Der gnädige Herr ist sehr schwer krank.“

„Mein Vater!“ rief ich. Fast brachen mir die Kniee vor Schreck, dann stürzte ich vorwärts.

Mein Vater schwer krank? Ach Gott, mein Vater! Mein Vater! War er vielleicht gar tot?!

Neunzehntes Kapitel.

Mein, Gott sei Dank, noch lebte mein Vater, aber sein Leben hing sozusagen an einem Haar. Die Krisis war noch nicht überstanden und die Blut des Fiebers so hoch, daß er weder mich noch Onkel Fabian erkannte. Zum Glück hatte der Arzt sofort eine barmherzige Schwester kommen lassen, auch der Priester war dagewesen, um ihm das Sakrament der heiligen Dlung zu spenden. Es war das alles geschehen ohne Mamas Anordnung. Von dem Augenblicke an, wo Papas Krankheit einen gefährlichen Charakter annahm, war sie so gebrochen, so außer sich, daß sie alle Herrschaft über sich verloren hatte und nur seufzen und jammern konnte. Ich hatte Mama nie so gesehen, und als ich meine erste Erschütterung überwunden, erschütterte mich ihr verzweiflungsvoller Zustand fast noch mehr als Papas Krankheit. Ihr Schmerz war so wild, so maßlos, ach Gott, ich kann kaum anders sagen, so weltlich, so unchristlich, daß mich ein tiefes Wehgefühl für sie erfaßte. Natürlich war sie auch ganz unfähig, etwas für den Kranken zu thun oder an den Haushalt zu denken, und doch hätte ihr beides vielleicht wohl gethan. Ist es ja doch ein so schmerzlich-süßer Trost, zum mindesten pflegend, liebend, sorgend um diejenigen sein zu dürfen, für deren Leben wir zit-